

Jung sein: Spiel der Freiheit – Ernst des Lebens

Eine Disputation lebt davon, dass unterschiedliche Stimmen zu Wort kommen. Wenn nach der Philosophie, der Medizin und der Pädagogik nun auch die Theologie aufgerufen wird, mag man dies zunächst dem „genius loci“ zurechnen – und nicht bloß dem Format dieser Veranstaltung. Das KSI will ja ein Ort sein, an dem die Kunst des Nachdenkens und des Miteinanderredens gepflegt wird. Zur Kunst des Denkens gehört, dass man an alles denkt. An alles zu denken, schließt ein, an alle zu denken, die etwas zu sagen haben. In meinem Fall heißt das: auch darüber nachzudenken, was denn die Theologie zum Thema zu sagen hat. Die Platzierung der Theologie im Tagungsprogramm macht aber klar, dass sie weder das erste noch das letzte Wort hat. Das entspricht dem Genius dieses „katholischen“ Hauses: Man hört erst einmal zu. Man lässt andere aussprechen. Das ist nicht ohne Risiko. Denn es könnte sein, dass die angestammten Leitdisziplinen dieses Hauses – Sozialethik und Theologie – gar nichts Neues und Eigenes mehr vorzutragen haben, wenn sie an die Reihe kommen.

Dieses Risiko ist bei unserem Thema durchaus gegeben. Zwar gibt es in Theologie und Kirche vielfältige Thematisierungen des Stichwortes „Jugend“ und „Jungsein“. Es gibt den BdKJ und die KJG, DJK und KSJ, es gibt die „Jugend 2000“ und es gab den Weltjugendtag. Es gibt Jugendpfarrer und Jugendämter, Jugendzentren und -freizeiten. Eigentlich müsste man erwarten, dass Theologie und Kirche viel beisteuern können zur Bestimmung dessen, was es heißt „jung“ zu sein. Allerdings folgt sehr bald Ernüchterung. „Die“ Jugend kommt in Theologie und Kirche zwar häufig vor, aber stets als Gegenstand pastoraler Betreuung oder katechetischer Unterweisung, niemals als sie selbst. Beim Durchblättern eines theologischen Lexikons finden sich die Einträge „Jugendarbeit“ und „Jugendsekte“, aber kaum einmal das Stichwort „Jugend“ allein. Eine „Theologie der Jugend“ gibt es nicht. Das Phänomen des Jungseins findet offensichtlich als solches keinen Eingang in die theologische Reflexion; es bildet keine Vorgabe des Nachdenkens, sondern scheint lediglich der Anwendungsfall vorgedachter theologischer Positionen.

Im folgenden soll eine andere Form des theologischen Nachdenkens versucht werden, indem zunächst die Vorgaben anderer Disziplinen aufzunehmen sind und erst danach ge-

fragt, aus welcher Perspektive eine theologisch-ethische Reflexion etwas Eigenes beisteuern kann zur Frage, ob Jungsein ein Mythos, ein Ideal oder ein Fluch ist, und welche Denk- und Umgangsformen aus christlicher Perspektive zur Bewältigung der damit verbundenen Herausforderungen zur Verfügung stehen. Die Sondierung der Beiträge anderer Disziplinen ist dabei nicht bloß ein methodisches Gebot interdisziplinärer Offenheit, sondern erweitert auch den Gegenstandsbereich einer theologischen Anschlussreflexion. Hierbei fällt als erstes auf, dass nicht nur aus unterschiedlichen Perspektiven mit dem Begriff „Jugend“ operiert wird, sondern auch im Blick auf unterschiedliche Inhalte. Die Verwendung des Wortes „Jugend“ ist derart möglich, dass diese Inhalte unabhängig voneinander, aber auch miteinander gekoppelt sein können: Wir können damit eine soziale Gruppe bezeichnen – die Jugendlichen „von heute“ (im Alter von 13-30 Jahren). Wir können damit eine Lebensphase umschreiben, in der ein Mensch zunehmend sozio-kulturelle Selbständigkeit bei bestehender ökonomischer Abhängigkeit gewinnt. Und wir können damit einen „Lifestyle“ etikettieren, der sich u.a. auf Kleidung, Freizeitverhalten, Körper- und Schönheitsideale, Einstellungen zu Gesellschaft, Gott und die Welt bezieht, ohne dass die Träger eines solchen Lifestyles auf ein spezifisches Lebensalter eingegrenzt werden können. Wer schon graue Schläfen hat, möchte gleichwohl jung sein, ohne aber in den Verdacht zu geraten, noch grün hinter den Ohren zu sein.

Der vielfältige Gebrauch des Begriffs „Jugend“ ist nicht frei von Spannungen, Paradoxien und Widersprüchen: Wer sich geringschätzig über die „Jugend von heute“ äußert, wird dennoch das „Jungsein“ hochschätzen – vor allem das eigene. Was und wie „die“ Jugend ist, unterliegt oft den Zuschreibungen Erwachsener: „Die“ Jugend gilt mal als „verdorben“, mal als rebellisch (wie die 68er), mal als „Null-Bock-Generation“. Vorgestern wollte sie aussteigen, gestern aufsteigen und Karriere machen, heute sitzt sie in den Warteschleifen der „Generation Praktikum“, morgen folgt der „Krieg der Generationen“. Jung sein, das hieß und heißt auch: Skin oder Punk sein, Hacker oder Hooligan sein. Jugendliche, die sich diesen Gruppen zurechnen, können selten mit Komplimenten aus der Erwachsenenwelt rechnen. Über die Jugend wird meist gesprochen im Blick auf die Probleme, die sie macht – zunehmend aber auch im Blick auf die Profite, die man mit ihr machen kann. In allen Marketingkreisen wird heftig um sie gebuhlt, denn sie bildet eine wichtige Konsumentengruppe mit einer beachtlichen Kaufkraft. Zweifellos bewegen sich diese Beobachtungen noch sehr an der Oberfläche. Sie geben allenfalls Streiflichter und Momentaufnahmen wieder zur Frage, was heißt es eigentlich, jung bzw. ein/e Jugendliche/r zu sein. Größere Tiefenschärfe liefern uns jugendsoziologische, sozialgeschichtliche und entwicklungspsychologische Untersuchungen.¹

1. Jugend: Moratorium und/oder Laboratorium

„Jugend“ als eine spezifische Lebensphase gibt es erst in der Neuzeit. Noch bis zur Industrialisierung galt ein junger Mann oder eine junge Frau mit dem Eintreten der Geschlechtsreife als voll erwachsen. Erst im 20. Jahrhundert ist es zur Ausdehnung einer eigenen biographischen Phase zwischen Kindheit und Erwachsenenalter bzw. zwischen Schule und Erwerbstätigkeit gekommen². Bis 1950 betrug diese Spanne durchschnittlich 5 Jahre, zu Beginn des 21. Jahrhunderts sind daraus mindesten 10, bisweilen 15-20 Jahre geworden. Es waren im wesentlichen ökonomische und arbeitspolitische Gründe, die zur Verlängerung der Jugendphase führten. Immer größere Gruppen der Heranwachsenden werden aus der Erwachsenenwelt ausgegliedert, da man sie über schulische Bildungswege oder akademische Studiengänge erst für das Berufsleben qualifizieren muss. „Jugend“ meint in diesem Kontext einen Sozialstatus, der durch Lern- und Vorbereitungsanforderungen gekennzeichnet ist. Die einzige Aufforderung in dieser Phase lautet: „Lern etwas, damit aus Dir etwas wird!“ Die Freisetzung vom Zwang zur eigenen Erwerbstätigkeit öffnet zugleich die Tür in spezifische Jugendkulturen (die zuweilen auch zu Alternativ- und Gegenkulturen werden)³. In Deutschland wurde jedoch spätestens ab 1985 die Verlängerung der (Aus-)Bildungszeiten nicht mehr primär zu dem Zweck der besseren Qualifizierung des Berufsnachwuchses betrieben. Vielmehr stand zunehmend das sozialpolitische Ziel im Vordergrund, die quantitativ „überzähligen“ potenziellen jungen Arbeitskräfte vor der „Jugendarbeitslosigkeit“ zu bewahren. Zu diesem Zweck galt es, sie so lange wie möglich im Bildungssystem zu halten, da das Erwerbssystem für sie nur beschränkt aufnahmefähig war (und ist).

Das Bildungssystem wurde zu einem biographischen Warteraum und die Jugendphase zu einem Moratorium und/oder einem Laboratorium. Als Moratorium fungiert sie, da den Jugendlichen ein Aufschub für die Übernahme von Berufsrollen und damit verbundener Verpflichtungen/Verbindlichkeiten gewährt wird (> „Auszeit“). Der Ernst des Lebens wird für eine Weile vom Leben ferngehalten. Genau diese Abkopplung macht es Jugendlichen auch möglich, diese Phase als Laboratorium zu betrachten (> „Freizeit“): eine Zeit des Ausprobieren in einer multiple-choice-Gesellschaft⁴. Sie gehen spielerisch mit ihren Freiheiten um. Das kann zu einem höchst widersprüchlichen Verhalten führen: In einer multiple-choice-Gesellschaft besteht die größte Angst darin, etwas zu verpassen oder zu versäumen. Um nichts zu verpassen, darf man sich aber nicht zu früh auf etwas festlegen – es könnte ja noch etwas Besseres kommen. Bei der Formulierung von Vorwürfen hinsichtlich Verantwortungsvermeidung und

Verbindlichkeitsscheu an die Adresse der Jugend sollte sich die Erwachsenenwelt zurückhalten. Die Jugendlichen praktizieren 1. nichts anderes als das, was ihnen Erwachsene zumuten und 2. leben sie in derselben Welt mit denselben Verhaltensmustern, wie sie auch bei Erwachsenen vorkommen.

Die Jugendphase wird ferner geprägt von der Spannung zwischen sozio-kultureller und individueller Selbständigkeit bei gleichzeitiger sozio-ökonomischer Unselbständigkeit. Die Jugendlichen finden sich vor in einer meist ökonomisch ungesicherten und zugleich frei gestaltbaren Lebenssituation. Über ihnen schwebt vor allem das Damoklesschwert der Ungewissheit des Einmündens in einen Beruf. Aus dieser Ungewissheit heraus kommt es ebenso zu innovativen und alternativen Formen der Lebensgestaltung wie auch zu resignativen und den Herausforderungen ausweichenden Haltungen. (z.B. längere Auszeiten nach dem Abitur – work and travel – Wehr- oder Zivildienst als willkommene Möglichkeiten, Studien- und Berufsentscheidungen zu vertagen). All das trifft junge Menschen, denen ältere teils neidvoll teils ermutigend zurufen, dass sie ganze Leben noch vor sich haben. Jugendliche kommen sich aber meist anders vor. Sie gleichen jemandem, dem man eine Landkarte in die Hand drückt und ein wenig Proviant mitgibt, aber keinen Kompass. Sie dürfen überall hin, wissen aber nicht, auf welchem Kurs man dort ankommt. Sie müssen, wenn sie sich tatsächlich auf den Weg machen, Schlüsselqualifikationen ausbilden, die selbst gereifte Erwachsene nicht besitzen: Leistungsbereitschaft und Frustrationstoleranz, Zukunftsoptimismus und Risikobewusstsein – vor allem aber die Fähigkeit, die Ambivalenzen (und Aporien) des Jungseins aushalten zu können. Jugendliche müssen sich an den Widersprüchen des Lebens abarbeiten, sie müssen widerstreitende und gegenläufige Bestimmungen ihrer Innen- und Außenwelt aushalten.

Damit kommen Fragen ins Blickfeld, die sich auf elementare Probleme der Lebensorientierung beziehen und die auch die Schnittstelle zur Philosophie und Theologie markieren – besonders zur Anthropologie. Die Anthropologie stellt die Frage, was das Menschsein „ausmacht“, d.h. was es begründet, erfüllt und begrenzt. In der Verlängerung dieser Reflexion steht die Grundfrage der Ethik nach den Umgangsformen des Menschen mit dem, was sein Dasein ausmacht⁵. Damit sind die beiden nächsten Schritte meiner Überlegungen benannt: 1. Was macht es aus, ein Mensch zu sein, genauer: ein junger Mensch zu sein? 2. Wie kommt man dazu, produktiv mit jenen Spannungen und Brüchen umzugehen, die das Jungsein ausmachen? Über welche Fertigkeiten muss man verfügen?

2. Schwellen – Übergänge – Passagen: Lebenskönnerschaft für „Halbstarke“ und „Gernegroße“

Als anthropologische Grundfrage fungiert (in Philosophie und Theologie) meistens der Satz „Was ist der Mensch?“. Als Antwort erhält man „Wesensbestimmungen“ oder Auskünfte über ein bestimmtes „Menschenbild“ (z.B. animal rationale – zoon politikon – Ebenbild Gottes). Allerdings kann man die Ausgangsfrage auch ein wenig variieren: „Wie geht das, ein Mensch zu sein?“. Als Antwort wird man jetzt den Verweis auf bestimmte Weisen, sein Leben zu führen und zu gestalten, bekommen:

- ein Mensch zu sein heißt, Wurzeln zu schlagen und über sich hinauszuwachsen,
- ein Mensch zu sein heißt, ganz bei sich und ganz außer sich sein zu können;
- ein Mensch zu sein heißt, dem Wunsch nach Zugehörigkeit und Anerkennung nachzugehen;
- ein Mensch zu sein heißt, frei und sich zu eigen sein zu können, aber dies nicht allein und in Einsamkeit sein zu müssen.

Konkretere problemanzeigende Hinweise ergeben sich, wenn man die Leitfragen auffächert, sie mit einem stärkeren Gegenwartsindex versieht und sie mit dem in Beziehung setzt, was nach gängiger Überzeugung heute das Menschsein ausmacht:

- Wie schafft man es, in einer Welt des steten Wandels Stand zu gewinnen, um zu sich und zu anderen stehen zu können. Kann man Stand gewinnen im Unbeständigen?
- Wie steht es um die Berechtigung menschlicher Existenz jenseits des Zwangs, Anerkennung und Wertschätzung durch Leistung und/oder Geld zu erwerben?
- Worin bestehen Wert und Würde menschlichen Daseins, wenn das Individuum austauschbar geworden ist und es nicht nur hinsichtlich seiner Berufsrolle ersetzt werden kann, sondern auch in seinen privaten, intimen Beziehungen?
- Wie tragfähig ist ein Lebenssinn, den wir dem Leben erst geben müssen? Wenn ich den Sinn meines Lebens und meine Identität über mein Tun und Machen definiere, wer bin ich dann noch, wenn ich machtlos bin?
- Ist ein Leben in einer Welt zustimmungsfähig, in der es zu viel gibt, das „ohne wenn und aber“ inakzeptabel ist?

Und wenn all diese Fragen keine Antwort finden: Wie hält man die Fraglichkeit eines solchen Daseins aus? Wie lebt man mit offenen, ja sogar mit unbeantwortbaren Fragen? Bei näherem Hinsehen wird schnell klar, dass diese Grundfragen des Menschen von heute zugleich die

religiösen Fragen von gestern sind.⁶ Diese Fragen werden heute aber nicht von Seiten der Religion aufgeworfen, sondern drängen sich aus dem Bereich des Säkularen auf.

Säkulare Gesellschaften werfen Fragen auf, die sie mit ihren eigenen Mitteln nicht mehr bewältigen können (und verweisen damit auf die Säkularisierungsresistenz der Frage nach Welt- und Selbstakzeptanz des Menschen angesichts des kategorisch Inakzeptablen). Besonders virulent werden diese Fragen, wo das Individuum in seiner Biographie Schwellen, Übergänge und Brüche zu meistern hat. Dies gilt vor allem für Jugendliche, die gerne groß sein möchten und für diese Größe doch nur über die halbe Stärke verfügen. Jugendliche sind nun mal „halbstarke Gernegroße“. Soll ihr Anspruch auf Größe nicht halbiert werden, bedarf es der Anleitung, wie sie zu den Kräften kommen, die der gewünschten Größe entsprechen. Gefragt ist also eine bestimmte Lebensführungskompetenz. Hier ist ein Vermögen vonnöten, das es erlaubt und ermöglicht, sich auf Großes einzustellen, auch wenn auf den ersten Blick die verfügbaren Kräfte dazu nicht ausreichen. Gefragt ist eine spezifische Lebenskunst – als Lebenskönnerschaft.⁷

Lebenskunst: Dieses Stich-, Reiz- und Modewort zieht heute ebenso viele Assoziationen wie Missverständnisse nach sich. Es hört sich nach fröhlicher Unbekümmertheit im Umgang mit den Widrigkeiten des Daseins an. Man kann aus ihm Selbstverliebtheit und Verantwortungsscheu heraushören. Das Ziel des Lebenskünstlers scheint zu sein, in allen Angelegenheiten hauptsächlich Stil zu zeigen. Was stilisiert wird, ist zweitrangig, wenn man dabei wenigstens eine gute Figur macht. Würde sich der Gehalt des Wortes „Lebenskunst“ in diesen Momenten erschöpfen, wäre es für die Philosophie und Theologie kaum von Belang. Ein Lebenskünstler ist jedoch kein Lebenskönner – er ist allenfalls ein charmanter Nichts-im-Leben-Könner.

„Der Lebenskünstler ist beweglich,

der Lebenskönner aufrecht.

Der Lebenskünstler gibt seinem Leben einen Sinn,

der Lebenskönner erfüllt ihn.

Weiß jener aus der Not eine Tugend zu machen,

bewährt dieser die Tugend in der Not.

Lebenskunst flieht den Schatten und sucht das Licht;

Lebenskönnerschaft flieht das Zwielficht, sucht Licht und Schatten.

Gibt der Lebenskünstler auf die Frage des Lebens eine Antwort,

sucht der Lebenskönner die Frage, deren Antwort das Leben ist.“⁸

„Lebenskönnerschaft“ besteht in der Kunst, „gekonnt“ sich auf Chancen und Nöte, auf Widersprüche und Brüche des Lebens einzustellen. Hier kommt „Kunst“ tatsächlich von „Können“. Denn es hängt vom Können des Menschen ab, ob er etwas gut macht, d.h. etwas Gutes daraus macht und es auf gute Weise fertig bringt. Der Mensch ist ja nur in der Weise „am“ Leben, dass er sein Leben führt. Das Leben zu führen ist eine Tätigkeit (am Leben zu sein hingegen allenfalls ein Zustand). Und diese Tätigkeit kann wie jede andere auch besser oder schlechter ausgeführt werden. Lebenskönnerschaft folgt nicht der Devise „Mach's Dir möglichst einfach!“ oder „Mach's Dir möglichst schön und angenehm!“ Ihr Thema ist das, was „ganz schön schwer“ ist. Schön und schwer – und damit bin ich wieder beim „eigentlichen“ Thema – ist das Jungsein. Schön und schwer ist es, aus einem Moratorium von Pflichten und Bindungen und aus einem Laboratorium von Freiheiten etwas „richtig Gutes“ zu machen. Dass es schön und schwer ist jung zu sein, ist auch der Grund dafür, dass es Ideal und Hoffnung, aber auch bedrohlich ist.

Jung zu sein, ist in unserer Gesellschaft etwas höchst Ambivalentes. Mit diesen Ambivalenzen zu recht zu kommen, gelingt nicht von selbst. Und wenn man es kann, dann ist es eventuell schon zu spät – dann ist man nämlich erwachsen. Im Blick auf diese Ambivalenzen ist es ohnehin fraglich, ob man länger als nötig mit ihnen leben will. Manch erwachsener Zeitgenosse ist angesichts der Ambivalenzen des Jungseins schon zu dem Schluss gekommen: „For ever young?“ – nein danke! Es reicht, wenn man es einmal selbst durchgemacht hat (und ein zweites Mal an den eigenen Kindern miterlebt hat.)

3. „Ganz schön schwer“: Ambivalenzen des Jungseins

Jugend und Jungsein sind durch eine biographische Übergangssituation definiert. Es geht um Jugendliche, die den Kinderschuhen entwachsen sind, die sich vom Elternhaus lösen, die ihre Schulpflicht erfüllt haben und auf die nun mehr und mehr der „Ernst des Lebens“ zukommt. Es handelt sich um eine biographische Passage, die mit besonderen Ambivalenzen und Kontingenzerfahrungen verbunden sind. Diese betreffen sowohl das Individuum als auch sein soziales Umfeld. Jugendliche entwachsen den Bindungen ihrer Familie und betreten ein Terrain der Nichtfestgelegtheit. Sie sollen und wollen ein „eigenes“ Leben führen, ohne dass auch schon hinreichend klar ist, was das „Eigene“ ausmacht. Sie sollen und wollen Überzeugungen entwickeln, die nicht mehr in äußerer Anleitung und unter schulischer Aufsicht eingeübt werden, sondern sie „von innen“ heraus binden unter Anleitung ihres eigenen Gewissens. Die soziale Umwelt der Jugendlichen, ihre Institutionen und Autoritäten müssen die Jugendlichen

freilassen und wollen sie zugleich wieder für sich gewinnen. Dazu gehört auch, (dass man von ihnen erwartet,) dass sie aus freien Stücken sich in jenen Raum sozialer Werte und Ordnung einbringen, der ihnen bisher autoritär gegenüberstand.

Darauf zielt nicht zuletzt die „Initiation“ in die Kirche durch das Firm Sakrament. Der Firmkurs ist oft die letzte Gelegenheit, bei der die Institution Kirche unmittelbar den Jugendlichen begegnet. Es ist jedoch evident, dass unter den sozio-kulturellen Bedingungen der Gegenwart Theorie und Praxis der Firmung als Ritus der Initiation in die Kirche mit dem Selbstverständnis der meisten „Firmlinge“ nicht zur Deckung zu bringen sind. Jugendliche im Firmalter wehren sich gegen vorgegebene Inhalte, Wertmuster und Rollenprägungen der Erwachsenenwelt. Sie befinden sich im Prozess der Ablösung, im Zustand der Unruhe, in der Haltung des Protestes und der Kritik. Es gibt für sie Wichtigeres als die Religion,⁹ so dass der liturgische Abschluss eines mehrmonatigen „Firmkurses“ oft in einem „feierlichen Kirchenaustritt“ besteht.¹⁰ Zugleich aber steht ihr eigenes Leben im Zeichen der Unsicherheit, zum ersten Mal steht die Zukunft zur Wahl: Wer will ich sein, was kann ich, was soll ich tun? Wie muss ich sein, dass ein anderer mit mir leben will und kann? Wie muss ein anderer sein, dass ich mit ihm/ihr leben will und kann? Jugendliche sind auf der Suche nach der doppelten Gnade, ein eigener Mensch sein zu können und es nicht allein sein zu müssen.

Diese Suche ist meist gepaart mit dem Gestus der Abkehr und Abwehr. Eltern müssen wahrnehmen, dass ihre Kinder von allem scheinbar nichts wissen wollen, das ihnen lieb und teuer ist. Jugendliche kommentieren diesen Umstand mit dem Satz: „Pubertät ist, wenn die Eltern anfangen schwierig zu werden“. Für beide Seiten liefert die Pubertät ständig Veranschaulichungen für das blasse Philosophenwort „Kontingenz“: Unberechenbarkeit, Unerwartbarkeit, Unbeständigkeit – der Bestand des Unverfügbaren und Unkontrollierbaren nimmt exponential zu. Jung sein heißt: im Zwiespalt leben. Mit sich selbst, mit anderen, mit der Welt zurechtkommen müssen und es auf lange Sicht doch nicht können; einer Festigkeit bedürfen und sie dennoch ablehnen, da das Leben im Zeichen der Flexibilität und Mobilität stehen soll. Die anbrechende Zeit der Selbstbestimmung ist nicht selten eine Zeit des Sich-nicht-Festlegewollens, also eine Phase der Unbestimmtheit.

Eltern stehen in der ständigen Versuchung, darauf mit einer Moral des Sollens zu reagieren und bei Appellen Zuflucht zu nehmen: „Reiß Dich zusammen! Denk an Deine Zukunft!“. Eine den Jugendlichen gemäße Anleitung zur Lebenskönnerschaft, für die Kontingenzen der Jugend eine passende Umgangsform anbieten will, müsste jedoch anders ansetzen. Sie müsste einerseits das Ungewisse, Offene dieser Situation zum Thema machen und andererseits eine verlässliche Perspektive des Aushaltens dieser Ungewissheit vorstellen. Verlässlichkeit und Offenheit – geht das überhaupt zusammen? Spielerisches Ausprobieren und ernstes Fest-

halten, Orientierung am Seriösen - verträgt sich das? Meistens nicht! Zumindest nicht in der Erwachsenenwelt, die Verlässlichkeit mit Ordnungsstrukturen assoziiert und das Spielerische für etwas hält, das weder Maß noch Ziel kennt.

Aber muss alles Ernsthaftige wirklich gepaart sein mit jenem tödlichen Ernst, mit dem menschliche Festlegungen daherkommen als Verfügungen, Verordnungen, Vereidigungen, bewehrt mit Sanktionen bei Zuwiderhandlungen. Der Geist solcher Festlegungen ist evident: das Interesse am reibungslosen Funktionieren, der Wunsch nach regelkonformer Verlässlichkeit dominiert. Oder kann man aus einem anderen Geist heraus handeln, der im Unterschied dazu für eine andere Verlässlichkeit steht. Ein Geist, der auf eine Weise ernst macht, die vor tödlicher Langeweile bewahrt - spielerischer Ernst.

Wenn man das Neue Testament konsultiert, was passiert, wenn beides zusammenkommt - Freiheit und Verlässlichkeit, Spiel und Ernst - so entdeckt man etwas scheinbar Paradoxes. Es passiert etwas, womit man nicht rechnet: unberechenbare Verlässlichkeit, unkalkulierbares Miteinander. „Wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit“ (2 Kor 3,17). Nach alter theologischer Überzeugung sind die Merkmale der Freiheit die Erkennungszeichen des Geistes Gottes¹¹ - sie sind aber auch die Merkmale der Jugend, so dass wir vor einer bemerkenswerten Analogie stehen: vor einer Analogie, die zwischen den „Existenzialen“ der Jugend und den „Existenzialen“ des Geistes besteht.

Unberechenbarkeit:

Der Geist weht, wo er will (Joh 3,8).

Spontaneität:

Der Geist kann nicht nur weitermachen wie bisher, sondern auch neu anfangen, - ganz von selbst (Ez 37; Apg 1-2).

Attraktivität:

Der Geist hat Charme, - er zieht an und sucht Partner (Gal 5,25; 1 Kor 12-14; Röm 12).

Alterität:

Das Maß des Geistes ist nicht die Mitte, sondern die Grenze bzw. das Andere (1 Kor 12,14; Apg 10,19; Joh 14,17).

Vitalität:

Der Geist ist dort, wo etwas los ist (Ps 104).

Diese Existenziale sollten nicht mit „Beliebigkeit“ verwechselt werden. Es geht in ihnen stets um etwas Bestimmtes: um die Option für Lebendigkeit, Aktualität, Präsenz, Kommunikation. Wer nach dem Mythos Jugend forscht, findet hier Material.

Wo dagegen eine geist-lose und zwanghafte Lebenseinstellung herrscht, eine Welt konzipiert wird, in der das Nicht-Festgelegte weitestmöglich ausgeschaltet werden soll. Dabei dominiert das Bedürfnis nach Sicherheit, Festigkeit, Ordnung, Pünktlichkeit, Sauberkeit - nach populärer Überzeugung besteht genau darin auch der Ernst des Lebens. In einem solchen Leben ist das unannehmbar (bzw. in enge Schranken gewiesen), was das Leben eigentlich annehmbar macht: Heiterkeit, Humor, Offenheit, Charme. Ein geregeltes, geordnetes Leben verlangt kein anderes Können als das Absolvieren von Pflichten. Die Jugend verlangt jedoch eine andere Lebenskunst: das Gegenmittel zum tödlichen, blutigen Ernst. Diese Kunst muss etwas gemeinsam haben mit dem Spiel als dem natürlichen Gegenpol und „Anderen“ von Zwang und Enge.¹² Das Idealbild der Jugend bezieht wesentliche Anteile aus den Bestimmungen der spielerischen Freiheit, der Unbekümmertheit und Unbeschwertheit.

4. Spiel-Ernst: Vom möglichen, wirklichen und wahren Leben

Das Wort „Spiel“ meint ursprünglich ein „ungehindertes Hin und Her“, das von der tänzerischen Bewegung eines Musikanten und Schauspielers, eines „Spielmanns“, bis hin zum Maschinenteil reicht, das „Spiel hat“. Beim Spielen geht es um Beweglichkeit und Freiheit. Es ist nur möglich in eigenen Räumen und Zeiten, in der die den Menschen sonst beherrschenden Zwänge und Notwendigkeiten aufgehoben sind (> Moratorium; Auszeit). Man kann sich weder selbst zum Spielen zwingen noch von anderen dazu genötigt werden. Das Spiel lebt von der Lust an einem Tun, das aus freien Stücken begonnen wird und dessen Ausgang offen ist. Es verträgt sich nicht mit einer Lebenseinstellung, die eine Welt konzipiert, in der das Nicht-Festgelegte weitestmöglich ausgeschaltet werden soll. Das Spiel verweist durch sich selbst auf das Ungewisse; es lehrt und prüft gerade die Fähigkeit, ungeklärte, offene Situationen auszuhalten und die Spannung zu genießen, die in dieser Offenheit und Unsicherheit liegt. Es ist das Spiel, das dem zwanghaften Menschen versichert, dass er nicht perfekt sein muss, um etwas zu sein; sogar dem Anfänger winkt das Glück im Spiel.

Spielen - das bedeutet auch: einen Einsatz wagen, etwas riskieren, die Offenheit des Ausgangs als Spielregel und -bedingung akzeptieren. Obwohl das Spielen eigentlich ein „zweckfreies“ Tun ist, das um seiner selbst willen vollzogen wird (wie etwas das Improvisieren am Klavier oder das Jonglieren mit einem Ball), so geht es doch auch immer „um etwas“. Jedes

Spiel kennt das Gelingen und Misslingen, den Sieg und die Niederlage, das Gewinnen und Verlieren. Das Spiel dementiert darum Gleichgültig und Beliebigkeit; es ist die Alternative sowohl zum Zwang als auch zur Anarchie.

Zum Spielen gehört ein eigenes *Ethos*. Es hat seine eigene Moral und verlangt bestimmte Haltungen: Jedes Spiel lebt davon, dass jeder Mitspieler nicht nur „mittut“, sondern auch wirklich bei der Sache ist, sich selbst ins Spiel bringt und es ihm nicht gleichgültig ist, welchen Verlauf und Ausgang das Spiel nimmt. Eben dies verträgt ein Spiel nicht, dass man „unernst“ mit ihm umgeht und es zur bloßen Spielerei macht. Ein Spielverderber ist, wer es „zu ernst“ nimmt und das Verlieren als persönliche Beleidigung oder Kränkung sieht. Aber auch das Tun „als ob“ verdirbt das Spiel. Wer nicht gewinnen will oder einen anderen absichtlich gewinnen lässt, nimmt diesem Freude am Spielen (und Gewinnen). Zum Ernst des Spielens gehört auch, dass die Mitspieler die Regeln respektieren, die ein Spiel definieren und überhaupt erst zustande kommen lassen. Der Spaß hört dort auf, wo sie missachtet oder willkürlich verändert werden. Ebenso unpassend ist aber eine verkrampfte Korrektheit, die bei jedem Regelverstoß nach einem Schiedsrichter und von diesem die Verhängung der Höchststrafe verlangt. Hier macht sich ein Ernst breit, der für das Spiel tödlich ist.

Zum Spielen gehört ferner eine eigene *Spiritualität*: Wem spielerisch etwas gelingt, kann dieses Gelingen als Resultat menschlichen Tuns betrachten. Fragt man einen Sportler nach der Aufstellung eines Rekordes nach den Gründen für diesen Erfolg, kommt als Antwort meist eine Aufzählung: gezieltes Training, exzellente Betreuung durch Trainer, Mediziner (und Psychologen), begeistertes Publikum, hervorragende äußere Bedingungen. Am Ende fällt der Satz: „Irgendwie hat heute alles gestimmt!“. In dem Verlegenheitswort „irgendwie“ versteckt sich ein Geständnis. Man hat das eigene Leistungspotenzial ausgeschöpft und etwas geleistet, was zugleich das eigene Vermögen übersteigt. Das Gelingen spielerischen Tuns - sei es im sportlichen Wettkampf oder im Glücksspiel - ereignet sich über das Zusammenspiel von Leistungen, das selbst nicht mehr im Vermögen des Spielers liegt. Sie ist letztlich ein Gelingen und unter diesem Aspekt keine Leistung mehr, sondern „Glückssache“ (oder theologisch gesprochen: Gnade). Die Leistung des Spielers besteht darin, es zu diesem Zusammenspiel kommen zu lassen und sich so zum eigenen Tun zu verhalten, dass es offen bleibt für etwas, das die Möglichkeiten gezielten Tuns übersteigt. Wo dieses Mögliche wirklich wird, fällt es dem Spieler zwar in den Spuren seines Tuns zu, aber es fällt ihm weder als Zufall noch als Leistung zu. Das Gelingen seines Tuns ereignet sich als etwas, das hinzukommt zu dem, was er von sich aus vermag und leistet.

Ist es denkbar, dass sich die elterliche Verantwortungsangst und Sorge um die Jugendlichen mildern und beruhigen lässt, wenn sie bei den Jugendlichen, die scheinbar nur auf's

Spielen aus sind, das besondere Ethos und die besondere Spiritualität des Spiels entdecken? Und ist es ebenso denkbar, dass das Moment des Ernsthaften im Spiel die Jugendlichen durchaus auf Situationen und Konstellationen im Leben vorbereitet, in denen es offenkundig nur noch um ernste Dinge geht?

5. Wenn es ernst wird...

Vom notwendigen Ende des Moratoriums der Jugend

Jedes Moratorium ist befristet. Und man ist gut beraten sich bei Zeiten auf sein Auslaufen einzustellen. Das Projekt einer Lebenskönnerschaft für Jugendliche zielt auf ein bewusst geführtes eigenes Leben. Wer das eigene Leben zu lange als Laboratorium betrachtet, vergisst leicht, dass es zugleich auch schon der „Ernstfall“ ist. Es ist der Ernstfall des Selbstseins, der Selbstbehauptung, Selbstsorge und Selbstverwirklichung. Dieses Selbst bleibt verdeckt, wenn man das Leben durch das definiert, was andere sind und denken. Es tritt hervor, wenn man sieht: Es gibt Dinge, die einem niemand abnehmen kann bzw. darf. Der in dogmatischen und pastoralen Bemühungen um das Firmsakrament oft bemühte „Entscheidungscharakter“ der Firmung, ihr Abzielen auf die mündige Bejahung des Christseins kommt nur dann den Jugendlichen (und nicht bloß der Institution) zugute, wenn sie ihnen die Entdeckung dessen ermöglichen, was ihnen niemand abnehmen darf, weil es etwas ist, was nur sie allein können. Nur so entdeckt man die Bestimmung des eigenen Selbstseins. Mit nichts kann man einem Jugendlichen darum mehr helfen als mit der Entdeckung eines besonderen Talentes, einer Gabe, eines Charismas, das es zu entwickeln gilt und das einen Menschen zu einem „Original“ macht.

Im Unterschied dazu verlangt der von vielen Pädagogen verinnerlichte kategorische Imperativ I. Kants, nur das zu tun, was alle anderen Vernunftsubjekte auch tun können. Wer ihn befolgt, führt ein moralisch untadeliges Leben – aber noch kein eigenes. Die Grundfassung des kategorischen Imperativs lautet bei I. KANT (Grundlegung zur Metaphysik der Sitten, BA 52): „Handle nur nach derjenigen Maxime, durch die du zugleich wollen kannst, dass sie ein allgemeines Gesetz werde!“ Diese Formulierung lässt offen, ob dem Individuum nicht auch zugemutet werden kann, etwas zu tun, was nicht allen anderen zugemutet werden kann. Es ist fraglich, ob eine ethische Klärung dieser Frage in einer Maximenethik möglich ist (und nicht vielleicht eher in einer Tugendethik). Eine Maximenethik kann dazu führen, dass man in einem Entscheidungskonflikt mit sauberen Händen dasteht, weil man sich für das entschieden hat, was allen zumutbar ist. Es kann sein, dass man dabei aber auch mit leeren Händen dasteht ...

Wo es stattdessen um Lebenskönnerschaft geht, werden nicht Tun und Sollen, sondern Tun und Können zusammengebracht. Hier kann man lernen, dass man schon etwas kann. Und darüber hinaus kann man lernen, was man noch tun muss, damit man das, was man kann, auch „gekonnt“ hinkriegt. „Na siehst Du, Du kannst es doch!“ – ich habe diesen Satz meines Sportlehrers noch im Ohr, als ich nach langem Zögern und Zaudern meinen ersten Salto vom 3-Meter-Brett schaffte. Danach sagte er: „Und jetzt mach weiter, bis Du es so gut kannst, dass Du es gut kannst.“ Er sagte nicht: „bis Du es am besten kannst“ – auch nicht: „bis Du es so gut wie die Besten kannst“. Er stellte mir als Ziel vor Augen: es gut zu können, d.h. es gekonnt zu können – also ein Könnner zu werden. Das Ideal, das er mir vermitteln wollte, war mein Optimum, nicht ein Maximum.

Ein Moratorium verhindert auf Dauer diese Erfahrung. Wer „ewig jung“ sein will, bleibt in der Gefahr, den entscheidenden Schritt zu einem eigenen Leben zu unterlassen – und bleibt auch verschlossen gegenüber der eigenen Zukunft.

*„Auch ungelebtes Leben
geht zu Ende
zwar vielleicht langsamer
wie eine Batterie
in einer Taschenlampe
die keiner benutzt*

*Aber das hilft nicht viel:
Wenn man
(sagen wir einmal)
diese Taschenlampe
nach so- und sovielen Jahren
anknipsen will
kommt kein Atemzug Licht mehr heraus
und wenn du sie aufmachst
findest du nur deine Knochen
und falls du Pech hast
auch diese
schon ganz zerfressen*

*Da hättest du
genau so gut
leuchten können“*

Woher kommt diese merkwürdige Vertagungsbereitschaft? Ich sehe die Antwort zum einen in einem Merkmal unserer Gegenwartsgesellschaft: Hier gibt es immer weniger Zeit für immer mehr Wünsche, Bedürfnisse und Ansprüche. Zum anderen liegt sie in einem Merkmal des Menschen: Der Mensch war schon immer ein Wesen mit endlicher Lebenszeit, das unendliche Wünsche hat. In der Moderne ist ihm endlich die Schaffung einer Welt gelungen, die keine Grenzen des Menschenmöglichen mehr zu kennen scheint – ausgenommen die eine, dass er sterben muss. Das weiß der Mensch, aber er glaubt es nicht. Wir wollen gerne jung sein, weil wir glauben, dass in dieser Zeit uns der Tod am fernsten ist. Jung sein heißt, alles noch vor sich haben und möglichst wenig hinter sich haben. Wer schon viel hinter sich hat, scheint dem Tod näher zu rücken. Natürlich ist das ein Trugschluss. Wir sind nicht erst in unserer letzten Lebensstunde sterbliche Menschen, sondern von Anfang an. Und darum ist uns der Tod immer gleich nah. Wenn wir nichts mit dem Leben anfangen und im Leben fertig bringen, sind wir tot, ohne wirklich gelebt zu haben. Die Jugend unterscheidet vom Alter lediglich die Möglichkeit, häufiger noch einmal etwas Neues anfangen zu können.

Endnoten

- ¹ Zum Ganzen vgl. S. Andresen, Einführung in die Jugendforschung, Darmstadt 2005 (Lit.); K. Hurrelmann, Lebensphase Jugend, Weinheim/München 82005; H.-H. Krüger/C. Grunert (Hg.), Handbuch Kindheits- und Jugendforschung, Opladen 2002.
- ² U. Sander/R. Vollbrecht (Hg.), Jugend im 20. Jahrhundert, Neuwied 2000.
- ³ Vgl. hierzu als Erstinformation D. Rink, Beunruhigende Normalisierung: Zum Wandel von Jugendkulturen in der Bundesrepublik Deutschland, in: Aus Politik und Zeitgeschichte B 5/2002, 3–6.
- ⁴ P. Gross, Die Multioptionsgesellschaft, Frankfurt 1994.
- ⁵ Vgl. auf dieser Linie die Entwürfe von W. Kamlah, Philosophische Anthropologie, Mannheim 1972; G. Böhme, Anthropologie in pragmatischer Hinsicht, Frankfurt 1985. Einen instruktiven Gesamtüberblick vermittelt, Ch. Thies, Einführung in die philosophische Anthropologie, Darmstadt 2004.
- ⁶ Vgl. hierzu ausführlicher H.-J. Höhn, Zustimmung. Der zwiespältige Grund des Daseins, Würzburg 2001.
- ⁷ Zur relevanten Literatur sei u.a. verwiesen auf: W. Schmid, Mit sich selbst befreundet sein. Von der Lebenskunst im Umgang mit sich selbst, Frankfurt 2007; Ders., (Hg.), Leben und Lebenskunst am Beginn des 21. Jahrhunderts, München 2005; W. Kersting, Gerechtigkeit und Lebenskunst, Paderborn 2005, 179–210; Ders./C. Langbehn (Hg.), Kritik der Lebenskunst, Frankfurt 2007; O. Höffe, Lebenskunst und Moral, München 2007.
- ⁸ G. Achenbach, Lebenskönnerschaft, Freiburg/Basel/Wien 2001, 9.
- ⁹ Vgl. Th. Gensicke, Jugend und Religiosität, in: Shell Holding Deutschland (hg.), Jugend 2006, Frankfurt 2006, 203–239.
- ¹⁰ Vgl. B. J. Hilberath/M. Scharer, Firmung. Wider den feierlichen Kirchenaustritt, Mainz 1998.
- ¹¹ Vgl. J. Sobrino, Geist, der befreit. Anstöße zu einer neuen Spiritualität, Freiburg/Basel/Wien 1989; H.-J. Kraus, Heiliger Geist. Gottes befreiende Gegenwart, Regensburg 1986; G. Sauter, In der Freiheit des Geistes, Göttingen 1988; J. Moltmann, Der Geist des Lebens, München 1991. An dieser Stelle können nur einige Schlaglichter aus dem weiten Feld der Pneumatologie geboten werden. Zu einer Gesamtorientierung sei verwiesen auf

B. Stubenrauch, *Pneumatologie – Die Lehre vom Heiligen Geist*, in: W. Beinert (Hg.), *Glaubenszugänge*. Bd. 3, Paderborn 1995, 1–156; B. J. Hilberath, *Pneumatologie*, Düsseldorf 1994.

¹⁷ Zum Folgenden siehe vor allem G. Böhme, *Ethik im Kontext. Über den Umgang mit ernststen Fragen*, Frankfurt 1997, 150–167; J. Splett, *Spiel-Ernst. Anstöße christlicher Philosophie*, Frankfurt 1993, 23–44; K. Hemmerle, *Vorspiel zur Theologie*, Freiburg/Basel/Wien 1976; E. Fink, *Grundphänomene des menschlichen Daseins*, Freiburg/München 1979, 352–385. Vgl. ferner U. Baatz/W. Müller-Funk, *Vom Ernst des Spiels. Über Spiel und Spieltheorie*, Berlin 1992; J. Bilstein/M. Winzen/Ch. Wulf (Hg.), *Anthropologie und Pädagogik des Spiels*, Weinheim 2005.

¹⁸ E. Fried, *Gedichte (Gesammelte Werke 2)*, Berlin 1993, 625.